

René König

Autobiographische Schriften

Leben im Widerspruch – Versuch einer
intellektuellen Autobiographie.

Nebenbei geschehen – Erinnerungen.

Texte aus dem Nachlass

2. Auflage



Springer VS

René König Schriften. Ausgabe letzter Hand

Band 18

Reihe herausgegeben von
Heine von Alemann
Köln, Deutschland

Hans-Joachim Hummell
Duisburg, Deutschland

Oliver König
Köln, Deutschland

Hans Peter Thurn
Düsseldorf, Deutschland

Mit der Edition der Schriften wird der Versuch unternommen, dieses inhaltlich reiche und formal vielgestaltige Lebenswerk René Königs erstmals im Zusammenhang vorzustellen und der Öffentlichkeit in geschlossener Form zugänglich zu machen. Dabei werden die wichtigsten deutschsprachigen Bücher jeweils in der Fassung letzter Hand ediert, wird eine Vielzahl von Abhandlungen in thematischer Gruppierung neu veröffentlicht, sollen bisher weit verstreute Studien, zum Teil auch bisher unpublizierte Arbeiten, ihren angemessenen Platz in der Gesamtedition finden. Jede der aufgenommenen Schriften wird ungekürzt und in der Form präsentiert, die René König selbst ihr gegeben hat. Mit diesen Editionsprinzipien und der Gesamtanlage nach stellen die „Schriften“ René König in authentischer Weise als bedeutenden deutschen und international renommierten Gelehrten des 20. Jahrhunderts vor sowie als namhaften Neubegründer der Soziologie in der Periode der Rekonstruktion einer zivilen demokratischen Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland und Europa.

Weitere Bände in der Reihe

<http://www.springer.com/series/12709>

René König

Autobiographische Schriften

Leben im Widerspruch – Versuch einer
intellektuellen Autobiographie.
Nebenbei geschehen – Erinnerungen.
Texte aus dem Nachlass

2. Auflage

Herausgegeben von Mario König und Oliver König und mit
einem Nachwort versehen von Oliver König



Springer VS

René König
Köln, Deutschland

Mario König
Basel, Schweiz

Oliver König
Köln, Deutschland

Frontispiz: René König 1982, Foto von Stefan Moses

René König Schriften. Ausgabe letzter Hand
ISBN 978-3-658-28244-8 ISBN 978-3-658-28245-5 (eBook)
<http://doi.org/10.1007/978-3-658-28245-5>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 1999, 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

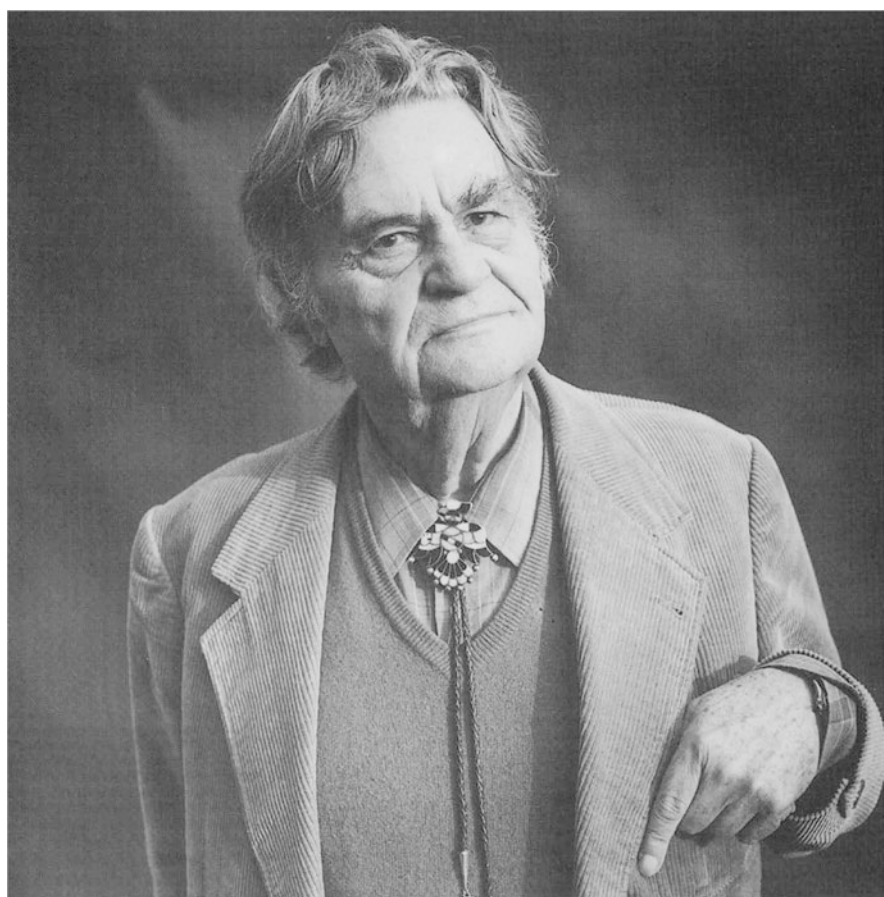
Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Cori A. Mackrodt

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany



INHALTSVERZEICHNIS

Leben im Widerspruch • Versuch einer intellektuellen Biographie

Vorwort	3
Vorwort zur Taschenbuchausgabe	7
I. Existenzielles Vorspiel: Diskriminierung und Selbstbehauptung	9
II. Danzig: Polen und Juden	23
III. Studienbeginn in Wien: Begegnung mit der Türkei im Umbruch	35
IV. Berlin 1926–1936: Narzißmus und Selbstzerstörung	47
V. Paris: Auf dem Wege zu einer eigenen Konzeption	73
VI. Im Zwischenland: Sizilien. Die ersten Schritte in der Emigration	83
VII. Kriegsbeginn in London	99
VIII. Zürich: Das Lehren der Soziologie	107
IX. Die internationale Ebene (UNESCO)	125

X. Zurück nach Deutschland	133
XI. Fünfundzwanzig Jahre in Köln	155
XII. Akademische Lehrer und unruhige Studenten	167
XIII. Spanien zwischen Faschismus, regionaler Emanzipation und Katholizismus	183
XIV. Afghanistan: Ein Experiment in Ausbildungshilfe für die Dritte Welt	195
<i>Nachtrag</i>	218
XV. Als Gastprofessor in den Vereinigten Staaten	221
XVI. Indianer, Anglos und Latinos: Eine plurikulturelle Gesellschaft im Südwesten der Vereinigten Staaten	257
XVII. Heute in Italien	269
Nebenbei geschehen • Erinnerungen Texte aus dem Nachlaß	
1. Vorspiel: Reichstagsbrand	295
2. Der Verlag „Die Runde“	299
3. Fragmente aus der Familiengeschichte	307
4. Auf der Suche nach politischer Orientierung	319
5. Vor der Emigration	325
6. Reinhard Heydrich	335
7. Wanderungen und Fluchten	341
8. Begegnung mit Hermann Rauschning	345
9. Ankunft in Zürich	347
10. Schicksalsgenossen und Künstlerfreunde	351

11. Ein Ausflug nach Österreich	355
12. Peter Suhrkamp	357
13. Ernst Glaeser	361
14. Die Schweiz im Krieg	365
15. Die polnische Exiluniversität	373
16. Jakob Taubes und Manès Sperber	377
17. Eine Zürcher Szene	381
18. Gottardo Segantini	383
19. Franz Theodor Csokor	387
20. Robert Jungk und François Bondy	391
21. Eine Heirat über die Grenze	393
22. La Taillade	397
Editorische Notiz	407
Nachwort von Oliver König	409
Anmerkungen	426
Literatur	427
Personenregister	429

Leben im Widerspruch • Versuch einer
intellektuellen Biographie

VORWORT

Obwohl es nahezuliegen scheint, dürfen die folgenden Ausführungen nicht als (deskriptive) „Erinnerungen“, sondern müssen als „Analyse“ bezeichnet werden. Wenn es um Erinnerungen gegangen wäre, hätte dieses Buch viele hundert Seiten umfassen müssen. Im Sinne meines Programms beschränkt es sich aber auf eine anthropologische Situationsanalyse und die Darstellung der Antworten auf bestimmte Herausforderungen, die in den Rahmen eines Lebenslaufs eingeordnet werden. Da diese Herausforderungen zu ihrer Zeit viele Menschen ähnlicher Art und Einstellung betrafen, ist es letztlich nur von geringer Bedeutung, daß ein einzelner Mensch, der individuell identifizierbar ist, im Mittelpunkt steht, nämlich der Verfasser selber. Im Vordergrund steht vielmehr eine paradigmatische Situation, wie nämlich dieser Einzelne zur Soziologie als einer möglichen Lösung von Fragen gekommen ist, die ein anderer zu einem anderen Zeitpunkt vielleicht mit einer politischen Handlung, mit einem Kunstwerk oder mit einer weltanschaulichen Verheißung beantwortet hätte. Als Darstellungsmodus habe ich den von mir in meinen anthropologischen Arbeiten schon öfters benutzten der theoretischen Erzählung oder erzählenden Theorie gewählt. Aber auch das ist letztlich strukturell gegliedert, trotz gelegentlich starken Hervortretens einer anekdotischen Tendenz. Denn die entscheidende Klammer, die alles zusammenhält, ist der Lebenslauf in seiner Phasengliederung, strukturiert im Falle meiner Person durch die Entwicklung eines akademischen Lehrers in einer heillos zerfallenen Welt.

Schon ganz zu Beginn der Analyse wird klar, wieso der Verfasser zur Position eines Beobachters gelangt ist, eines Beobachtens nicht im passiven Sinne des einfachen Aufnehmens, sondern als aktive Reaktion auf einen Reiz, in diesem Falle auf erlittene Diskriminierungen, die gleichzeitig zum Rückzug und zur Situationsanalyse veranlassen, um das eigene Handeln in einer feindlichen Umgebung zu orientieren. In der Tat: es gibt keine „unschuldige“ oder „naive“ Beobachtung. Immer ist die Wirkung von

Erwartungen in sie eingeschlossen, deren jeweiligem Ursprung nachgegangen werden muß. Der Beobachter ist kein „Voyeur“, sondern in einem gewissen Ausmaß stets „Interpret“. Längst bevor ich an die Niederschrift dieser Selbstdarstellung ging, hatte ich die gleiche Analysetechnik auf andere Materialien angewandt und war zu gleichen Resultaten gelangt. Diese Situation hatte mir im übrigen vor mehr als vierzig Jahren ein sizilianischer Freund pointierend beschrieben, als er mir sagte: Gewiß, man muß immer Vertrauen haben, aber gleichzeitig mit den Schultern gegen die Wand stehen. So wird hiermit in der Tat eine systematische Antwort auf die existenzielle Motivation der Beobachtung zu geben versucht, eine Antwort, die nicht nur für den Verfasser, sondern zweifellos in größerer Allgemeinheit gilt – ganz abgesehen davon, daß ihr in der Humangenese eine sehr beachtliche, vielleicht sogar arterhaltende Funktion zukommt. Das ist die wesentliche Rechtfertigung für diese Schrift, die ich allerdings nicht als neutraler Berichterstatter, sondern als zuhächst engagierter Beobachter geschrieben habe.

Da es sich dabei im wesentlichen um eine Situationsanalyse handelt und nicht um eine Biographie, gab es für mich auch keine Verpflichtung, mich nach der Einheit der Zeit zu richten, also alles nacheinander zu berichten. Recht betrachtet gibt es einen solchen einheitlichen Zeitverlauf von Anfang bis zu Ende im konkreten Falle wohl überhaupt nicht; die gelebte Zeit – *le temps vécu* – ist vielmehr ein aus zahllosen Fäden zusammengesponnener Strang, der in jedem Querschnitt gleichzeitig Zeitpunkte verschiedener Zuordnungen enthält, wie das Kind für einen unabhängigen Beobachter schon Alterszüge aufweist und der Gealterte Elemente seiner frühesten Jugend zu bewahren vermag. So mußte auch ich in meiner Selbstdarstellung zeitlich ständig zurückgreifen auf frühere Wurzeln, und das selbstverständlich aus der Kenntnis der späteren Auswirkungen, wobei allerdings die ontologische Einheit des anthropologischen Themas in der Person des Autors und seines Wollens durchaus erhalten bleibt. Das mag wohl manchmal den Eindruck der Gleichzeitigkeit erwecken statt einer „Entwicklung“, aber das ist eigentlich unvermeidlich, wenn es um den Aufweis von „Beziehungen“ geht. Dann muß mindestens zeitweise und vorübergehend die Geschichte „aufgehoben“ werden in dem mehrfachen Sinne, wie es bei Hegel geschieht (im Sinne von *tollere*, *conservare* und *elevare*). Da zudem das entscheidende Ereignis meines Lebens eine zwangsweise Ortsveränderung war, wie man das Problem der Exilierung und der Emigration bezeichnen kann, unternahm ich den Versuch, meine intellektuelle Entwicklung zum Soziologen durch geordnete Aneinanderreihung der verschiedenen Plätze darzustellen, an denen ich die wichtigsten Etappen meines Lebens verbrachte.

Wie so häufig war ein Zufall der Anlaß, diesen Versuch einer intellektuellen Autobiographie zu unternehmen. 1972 wurde ich von Peter Lengyel, dem verdienstvollen Herausgeber der UNESCO-Zeitschrift „Revue Internationale des Sciences Sociales“ („International Social Sciences Journal“) zur Eröffnung ihres fünfundzwanzigsten Jahrgangs mit einem Dutzend anderer

Kollegen aus aller Welt eingeladen, ein autobiographisches „intellektuelles Profil“ zu diesem Sonderheft beizutragen. Es liegt auf der Hand, daß ich in diesem Zusammenhang vor allem auf die Probleme einging, die von internationalem Interesse waren, wenn ich auch schon damals das Ganze – genau wie in der vorliegenden rund fünfzehnmal umfangreicheren Version – mit einem „existenziellen Vorspiel“ beginnen ließ, so daß die persönliche Note in aller Klarheit zutage trat. Da es sich aber um eine internationale Zeitschrift handelte, ließ ich die Probleme zurücktreten, die mit meiner Einstellung zu Deutschland, meinen Erfahrungen während des Ersten Weltkrieges und während des Aufstiegs des Nationalsozialismus, während meiner Emigration und mit meiner Bewertung der Nachkriegssituation zusammenhingen. Das alles konnte ich nicht im Ausland, das mußte ich in Deutschland selber sagen. So ist dies Buch nicht nur viel umfangreicher als der erste Essay, sondern es ist um viele Dimensionen breiter angelegt und rundet damit ab, was ich 1972 auf Grund der geschilderten Situation zurückhalten mußte. Auch enthält es die völlig umgearbeitete und beträchtlich erweiterte Version eines Vortrags über Berlin, den ich 1951 in einem Zyklus über europäische Hauptstädte in der Schweiz hielt und der in der Zeitschrift „Hesperia“ (III/8) in Zürich zuerst erschienen ist.

Viel wesentlicher als das war aber eine echte Konvergenz von Zufällen. So fragte mich z.B. Klaus Täubert aus Berlin, der verdienstvolle Mitarbeiter an der Bio- und Bibliographie von Frederick Kroll über Klaus Mann, ausgerechnet in dem Augenblick, als ich selber über Klaus Mann und Wolfgang Hellmert schrieb, was ich mit ihnen damals bei einer bestimmten Gelegenheit besprochen hatte. Auf meine vielen Gegenfragen antwortete Täubert mir mit größter Generosität, wofür ich ihm hier meinen herzlichsten Dank sagen möchte. Ich hoffe sehr, daß den beiden Autoren meine Darstellung jener Jahre in Berlin, die nun schon so weit hinter uns allen liegen, zusagen möge; es mag für sie auch aufschlußreich sein zu spüren, wie sich hier die Fäden verschlingen und Menschen, die durch Welten getrennt scheinen, einander näherbringen. Andere bezeugten nicht nur ihr Interesse, sondern begleiteten auch meine Arbeit mit beständigem, wohlfundiertem und nützlichem Rat. Ich danke insbesondere meinem Freunde Hans-Peter Thurn, der mehr als irgendein anderer dazu beitrug, daß ich immer wieder anfang, bis das Buch die gegenwärtige Form angenommen hatte, nachdem es mir eigentlich bei jeder Umarbeitung und Erweiterung wichtiger geworden war. Schließlich danke ich auch meiner Frau, die sich wie immer geduldig die vielen Gespräche anhörte, in denen das vor Jahrzehnten Erlebte wieder Gestalt annahm, so daß man es den heute lebenden jungen Menschen als Paradigma weitergeben kann. Der gleiche Dank gilt auch Burkhart Kroeber, dem Lektor des Carl Hanser Verlages, der wesentlich dazu beitrug, das Buch in eine adäquate Form zu bringen; durch ihn hat das Manuskript an Konzision und damit an Klarheit erheblich gewonnen.

VORWORT ZUR TASCHENBUCHAUSGABE

In diesem Buch werden viele Umstände eines Lebenslaufs durch eine zwangsweise Ortsveränderung ausgelöst, als welche man Exilierung und Emigration ansprechen kann. Natürlich handelt es sich bei solchen einschneidenden Erfahrungen eigentlich niemals um ein einzelnes Ereignis, das man genau umschreiben könnte, sondern um ein Zusammenspiel vieler Ursachen, die ich der Einfachheit halber mit dem Etikett des Nationalsozialismus umschrieben habe. Diese selber vielseitig zusammengesetzte historische Bewegung erklärt natürlich vieles, sogar allzuvielen, so daß man in die Gefahr gerät, über den vielen Verursachungsmomenten den entscheidenden „Auslöser“ zu vergessen. Das ist auch mir geschehen, so daß ich eigentlich keine Antwort hatte, warum meine Unruhe in einem genau angebbaren Moment derart intensiv wurde, daß der Entschluß zum Handeln plötzlich da war.

Ausgerechnet in dem Augenblick, da ich über dies Vorwort nachdachte, warf mir einer jener unbegreiflichen Zufälle, die mir schon öfters in meinem Leben scheinbar Unzusammenhängendes mit einem Schlage erleuchtet hatten, am 14. Januar 1984 ein Dokument auf den Tisch, das mir plötzlich den genauen Ablauf meiner überstürzten Abreise aus dem Deutschen Reich im Februar 1937 zu rekonstruieren erlaubte, also erst 47 Jahre später. Ich finde keinen besseren Ort darüber zu berichten als dies Vorwort, da es dem Leser zeigen mag, wie sich die Konstellationen in jenen Jahren geradezu blitzartig veränderten und den Betroffenen unter Zugzwang setzten, wollte er sich nicht der Übermacht ausliefern und definitiv aufgeben.

Als ich im Jahre 1936 im Herbst aus Sizilien nach Berlin zurückkehrte, hatte ich bei einem Zwischenhalt in Zürich mit dem Humanisten Ernst Howaldt meine Situation erörtert, die ich im Laufe meiner Explorationen auf den Flanken des Ätna überdacht hatte. Ich berichtete darüber später in einem eigenen Buch über Sizilien, und wenn ich es heute wieder lese, so fällt mir auf, daß das Wort schlagartig darin mehrfach wiederkehrt, ohne daß ich jedoch die Konsequenzen aus dieser Einsicht gezogen hätte. Dabei wurde

mir nach meiner Rückkehr nach Berlin von verschiedenen Seiten zugetragen, daß ich wohl bald mit einer Verhaftung durch die SS zu rechnen hätte, die mich in ihrem berüchtigten „Schwarzen Korps“ schon angegriffen hatten. So schrieb ich im Oktober 1936 an meinen Freund Karl Löwith, der sich bereits in Japan befand, daß ich beschlossen hätte, Deutschland zu verlassen, obwohl die Frage noch völlig ungeklärt sei, wovon ich in der Schweiz leben sollte.

Genau jetzt, also fast ein halbes Jahrhundert später, erhalte ich durch einen jungen Historiker, der sich mit der Entwicklung des Nationalsozialismus beschäftigt, die Ablichtung einiger Seiten aus einem „Sonderbericht“ über „Zersetzung der nationalsozialistischen Grundwerte im deutschen Schrifttum seit 1935“, herausgegeben vom „Reichsführer der SS: Der Chef des Sicherheitshauptamtes“, No. 293, datiert vom Juni 1936, in dem ich persönlich scharf angegriffen werde wegen der in meinem Universitätsbuch von 1935 vorgetragenen kritischen Bemerkungen. Der Reichsführer der SS war in der Tat ein höchst gefährlicher Mann und das Sicherheitshauptamt ein Instrument gezielter Gewalt, die aus dem Hintergrund wirkte und im Unsichtbaren arbeitete. Heute erst weiß ich nun, in welcher Gefahr ich mich damals wirklich befand und warum meine unklaren Befürchtungen sich plötzlich zu einem Entschluß verdichteten, der nur durch eine plötzliche Handlung gelöst werden konnte. Offensichtlich gab es damals nicht nur eine vage Gefahrenlage, sondern es stand unmittelbar eine Aktion bevor, der ich mich einzig durch Realisierung meines längst schon gefaßten Entschlusses entziehen konnte. Ich glaube, daß diese Situation die Tiefe der Veränderungen zu verstehen beiträgt, die mein Leben in der Folge von Grund auf umkrempeln sollten.

Köln
den 17. Januar 1984

R. K.

I. Existenzielles Vorspiel: Diskriminierung und Selbstbehauptung

Der Umstand, der für meine intellektuelle Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung war, ist zweifellos die Tatsache, daß ich als Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter über eine Grenze hinweg geboren worden bin. Für einen künftigen Soziologen ist das darum so entscheidend, weil er bei entsprechend zweiseitiger Erziehung von Anfang an instand gesetzt wird zu beurteilen, daß selbst in einer relativ einheitlichen Kultur wie der europäischen für gewisse elementare Lebensaufgaben durchaus mehrere Lösungen möglich sind. Diese sind weder besser noch schlechter, sondern einfach anders.

Gewiß ist ein Kind nicht imstande, Überlegungen solcher Art anzustellen, aber es richtet sich doch insofern nach der Erfahrung, als es sich dem jeweiligen kulturellen Kontext anpaßt und dann die Logik der entsprechenden kulturellen Situation konsequent durchspielt. Das bezieht sich natürlich zuerst auf die Sprache, insofern der zweisprachig Aufwachsende jeweils in der Sprache antwortet, in der er angesprochen wird. Aber es bedeutet wohl auch eine Umstrukturierung des Tiefenbewußtseins; so träume ich noch heute auf französisch, wenn ich mich in einem mehrheitlich französischen, und auf deutsch, wenn ich mich in einem vorwiegend deutschen Milieu aufhalte. Da meine Familienerziehung vor dem Ersten Weltkrieg ziemlich gleichmäßig zwischen Paris und Magdeburg (dem Wohnort meines deutschen Großvaters) aufgeteilt war, wurden beide Erziehungssysteme gleichermaßen Teil meiner Person, d. h. Bestandteile meines Unbewußten. Gewisse Misch Tendenzen verschwanden bald, so daß ich sprachlich auf zwei völlig getrennten Ebenen lebte, die einander keineswegs durchdrangen, sondern gewissermaßen nebeneinander lagen.

Wenn man schon einmal so begonnen hat, dann fällt es nicht schwer, in gleicher Weise fortzufahren. Für wen einmal das Phänomen „Grenze“ relativiert worden ist, für den kommt sehr bald der Moment, da es in diesem

Sinne überhaupt keine Grenzen mehr gibt, sondern nur noch eine Mannigfaltigkeit von Kulturgestalten, die alle ihre eigene Logik und ihr eigenes menschliches Gewicht entwickeln. Als mein Vater 1910 für längere Zeit nach Italien ging, um dort die Montage einer von Großvater König gebauten Zuckerfabrik zu überwachen, lernte ich fast mühelos italienisch, später um 1912 noch spanisch auf die gleiche Weise. Der Kontakt mit Spanien war sogar derart intensiv, daß ich in der Fabrikskantine von Epila (bei Saragossa) in einer Zisterne, die versehentlich ohne Deckel geblieben war, fast ertrunken wäre. Das blieb seitdem eine meiner frühesten Erinnerungen. Man sagte mir später: ein Mädchen, mit dem ich gespielt hatte, sei hinausgesprungen mit dem Ruf: „*El hijo del ingeniero! El hijo del ingeniero!*“ Ich schwebte unterdessen nach meinem Sturz ins Wasser wieder langsam nach oben in dem gläsernen Element, in dem es kein Atmen gilt. Das Licht schien von oben schräg herein und verlor sich in einer dunstigen Ferne. Ich konnte die Mauersteine an der Wand zählen. Da ergriff mich ein Mitarbeiter meines Vaters, den das Mädchen alarmiert hatte und der die Situation sofort begriff, als er den offenen Zisternendeckel sah.

Bei jeder Begegnung mit anderen Ländern wurde ich mir eines anderen Nationalcharakters bewußt, mit neuen Werten, Einstellungen und Verhaltensformen. So hatte ich schon etwas von der großen Variabilität menschlichen Verhaltens erfahren, bevor ich noch wußte, daß es so etwas wie eine Theorie des sozialen Verhaltens gab. Kulturanthropologischer Relativismus war mir eine existenzielle Wirklichkeit, in der ich mich von morgens bis abends ganz mühelos bewegte, obwohl dann seine Bewährung mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs schwersten Belastungen ausgesetzt war.

Hätte ich wenigstens unmittelbar vor diesem Datum in einem der beiden Länder oder abwechselnd in beiden gelebt, so hätte ich Gelegenheit gehabt, mich an die aufkommenden Feindseligkeiten zu gewöhnen. Aber ich befand mich, nachdem ich eine Zeitlang in Paris zur Schule gegangen war, seit Mai 1914 mit meinen Eltern auf Madeira, wo mein Vater wiederum mit einer dortigen Rohrzuckerfabrik zu tun hatte, und wir trafen erst Ende Juli in Bremen ein, weil unser Schiff wegen eines Streiks in Brasilien ein paar Tage Verspätung hatte. Wir fuhren mit dem Nachtzug nach Halle, wo mein Vater mittlerweile in eine befreundete Maschinenfabrik und Eisengießerei eingetreten war. Als ich am nächsten Morgen auf den Balkon trat, sah ich, wie ein Mann an der gegenüberliegenden Straßenecke (an der sich ein Coiffeur befand) ein rotes Plakat an die Hauswand klebte. Es war die Anzeige der Mobilmachung. Daneben stand in feldgrauer Uniform und hohen Schaftstiefeln, die Hände herausfordernd am Gürtel, ein anderer Mann, den ich erst nach längerer Zeit als Soldaten ausmachte. Ich fühlte mich dabei gar nicht sehr sicher in meiner Diagnose, denn was ich bisher als Soldaten gesehen hatte, waren mehr oder weniger bunte Gestalten, die man kaum ernst nahm. Dieser hier aber sah martialisch aus, er war im wahrsten Sinne unheimlich. Irgendwie spürte ich, daß sich etwas verändert hatte. Eine neue Wirklichkeit kündigte sich an, die mir um so unheimlicher wurde, als ich bald die

Begeisterungstürme erlebte, mit denen bis dahin völlig normale Durchschnittsmenschen eine feldgraue Einheit in Marschformation begrüßten – unter anderem auch meine deutsche Großmutter. Umgekehrt reimte man auf Franzosen etwas von roten Hosen, was gleichzeitig der höchste Ausdruck der Minderwertigkeit sein sollte. „Gott strafe England“ war ein weiterer Ruf dieser Art. Es hieß auch: „Immer feste druff!“, und: „Kriegserklärungen werden entgegen genommen.“ Das Ganze war ein schwerer Schock für mich, von dem ich mich viele Jahre lang nicht erholen sollte. Die ersten Symptome dieses Schocks waren, daß mein wegen der Schulzeit in Frankreich etwas vernachlässigtes Deutsch spontan und ohne jeden äußeren Grund schlechter wurde. In der deutschen Schule hatte ich sofort Schwierigkeiten, an die ich früher nicht einmal im Traum gedacht hätte. Der Krieg hatte mich überfallen, und damit vieles andere mehr, das mir in Zukunft manche Nuß zu knacken geben sollte. Vor allem aber erfuhr ich plötzlich, daß sich das Hin- und Herwechseln zwischen der einen und der anderen Sprache von einem Tag auf den anderen nicht mehr so nahtlos bewerkstelligen ließ wie bisher. Eine Kraft war dazugekommen, die sich allmählich zur Obsession auswuchs, und die mich zu zwingen suchte, was bisher gut, weil ein Teil meiner selbst gewesen war, zu verteuflern und möglichst spurlos abzulegen. Ich reagierte spontan umgekehrt, stellte mich gewissermaßen mit dem Rücken zur Wand und begann, meine Umgebung scharf zu beobachten, weil ich plötzlich die Gewißheit bekam, daß ich von jetzt an dauernd damit rechnen mußte, von irgendwelchen Seiten her unvorstellbare Nackenschläge zu erhalten. Ein paar Tage später erfuhr ich das sehr konkret. Ich war im Hause eines Schulkameraden und wir spielten irgend etwas, das ich vergessen habe. Da stellte uns seine Mutter eine Frage, die ich nicht genau verstand und darum falsch beantwortete. Die aufgebrachte Frau verwies mich des Hauses mit der Bemerkung, daß man mit „Französlingen“ eben vorsichtig sein müsse. Sie fügte noch hinzu, ich möge mich nicht mehr blicken lassen. Obwohl ich erst acht oder neun Jahre alt war, wurde mir sofort klar, daß ich dies Weibsstück für den Rest meines Lebens ignorieren würde. Ich wußte damals noch nicht, wie sehr sich Erlebnisse dieser Art häufen sollten; so kam mir auch nicht der Gedanke, mich zu wehren und der versuchten Diskriminierung Widerstand zu leisten.

Insgesamt hatte natürlich mein bisher idyllisches Leben zwischen verschiedenen Kulturen, wie ich gleich hier bemerken möchte, einen beträchtlichen Nachteil im Gefolge, nämlich eine ausgesprochen defizitäre Einstellung zum Problem des Politischen. Grenzen sind ja nicht nur, wie ich bisher ohne weiteres angenommen hatte, Vermittlungsgebiete zwischen verschiedenen Kulturen, sondern – als gewissermaßen idealtypisch ausdehnungslose Striche – auch politische Größen, die unter Umständen ein enormes Potential an Aggressivität auszulösen vermögen. In dieser Hinsicht ist ihre kulturelle Bewandnis allzuoft höchst fragwürdig, da sie gelegentlich scheinbar einheitliche Kulturen willkürlich zerschneiden, was aber ihre politische Diskriminationsfähigkeit nicht mindert. Im Gegenteil: es verschärft sie sogar,

indem es mit dem Irredentismus diesseits und jenseits des Striches Erlösungsphantasien provoziert die die verschiedenen Gesellschaften spontan in eine Freund-Feind-Beziehung hineinmanövrieren, was immer wieder eine der wichtigsten Kriegsursachen geworden ist. Im Gegensatz dazu habe ich in der Tat niemals das Bedürfnis gehabt, irgendeine Gruppe von irgend etwas zu erlösen, wie etwa heute die Westdeutschen die Ostdeutschen und umgekehrt. Nachdem nun einmal deutschsprechende Gesellschaften in Europa recht weitläufig zerstreut sind und sich das Erlösungsbedürfnis, ausgehend von bestimmten Stellen (etwa Preußen) immer wieder Luft gemacht hat, erschienen deutsche Kriege häufig als Bürgerkriege, da man meinte, alle Deutschsprechenden müßten in einem „Reich“ (wie es früher hieß) oder in einer „Nation“ (so heute) zusammenleben. Man verkannte dabei nur, daß es sich um sehr verschiedene Kulturen handelte, etwa die österreichische oder die ostschweizerische, die weder erlöst zu werden benötigten noch es gar wünschten (wie ja auch die Elsässer 1870 einmütig gegen Preußen aufstanden und sich damit kulturell für Frankreich entschieden).

Ich verbrachte den Ersten Weltkrieg und die anschließenden Jahre bis 1922 in Halle an der Saale – und zwar unter höchst verwunderlichen Umständen, die wiederum für meine Entwicklung sehr entscheidend sein sollten. Ein jüngerer Bruder meines Vaters, Chemieingenieur, hatte ebenfalls eine Französin geheiratet, die aber im alten Rußland aufgewachsen war, wo ihr Vater als Generalvertreter der großen französischen Parfümfirma Coty tätig gewesen war. Zu jener Zeit sprachen weder meine Mutter noch meine Tante ein korrektes Deutsch. So wohnten die beiden Familien in nächster Nähe voneinander, um einander notfalls zu Hilfe kommen zu können, wenn die auch bei Zivilisten krieglerisch-alarmierte Situation irgendwelche Probleme schaffen sollte: sprachlich gesehen lebten wir ja im Feindesland, da ich auch mit meinem Vater, der selber perfekt Französisch sprach, nie ein Wort Deutsch wechselte, es sei denn, es waren Fremde dabei. Später spielte sich auch die Familienkorrespondenz ausschließlich in französischer Sprache ab, praktisch bis zum Tode meiner Eltern. So wuchs ich damals im kaiserlichen Deutschland mitten im Kriege in einem ausschließlich frankophonen Milieu auf, was sich übrigens vorübergehend auf meine deutsche Sprachfähigkeit sehr negativ auswirkte, wie meine alten Schulzeugnisse nur allzu deutlich belegen.

In diesem Milieu traf ich auf zwei weitere Phänomene, die mir später zu echten Problemen wurden. Ich sagte schon, daß meine Tante in Rußland aufgewachsen war. Die russische Sprache war ihr voll und ganz vertraut, da sie dort die Schule durchgemacht hatte. So versammelten sich bald in ihrem Hause viele russische Studenten, die der Krieg in Deutschland überrascht hatte. Es hing mit der großdeutschen Politik von damals zusammen, daß man versuchte, diese jungen Leute, insbesondere wenn sie sich als Feinde des zaristischen Systems erklärten, für Deutschland einzunehmen, um sie später als Vortrupp der deutschen Verwaltung im Osten einzusetzen. Darum ließ

man sie zunächst weiterstudieren, gab ihnen sogar Stipendien und Arbeitsplätze und beschränkte die Überwachung auf regelmäßige Meldung bei der Polizei. Allerdings vergaß man, daß sich all das auch anders auswirken konnte, nämlich im Sinne „unerwarteter Nebenfolgen“. Es war damit ganz ähnlich wie wenig später mit dem Aufruf des Generals Ludendorff an „Inserelieben Jidden in Paulen“, der viele arme Juden veranlaßte, nach Deutschland auszuwandern (und zwar gegen die Warnung der deutsch-jüdischen Organisationen), wo sie dann einen starken Antisemitismus als Folge des Kulturzusammenstoßes auslösten, der noch dadurch verstärkt wurde, daß aus dem Kreise des gleichen, leicht meschuggenen Generals die Mär verbreitet wurde, diese „Invasion“ der Juden aus Polen nach Deutschland sei von den deutschen Juden und den Freimaurern planmäßig betrieben worden. Ganz ähnlich stand es mit den russischen Studenten, unter denen sich nebenbei auch ein paar Juden befanden, wie auch unter den vielen anderen russischen Künstlern, die seit etwa 1906 nach Deutschland oder Paris auswanderten.

Im Hause meiner Tante hörte ich zum ersten Male die russische Sprache im Alltagsgebrauch, ich vernahm aber auch das Wort „Revolution“ – und zwar nicht nur im Zusammenhang mit dem zaristischen Rußland, sondern auch mit dem deutschen Kaiserreich. Schließlich hörte ich durch einen Studenten namens Jascha, daß es unter den Russen und anderen Menschen noch eine besondere Unterart von Personen gab, die man als Juden bezeichnete und mit denen es eine besondere Bewandnis hatte. So erfuhr ich als Kind von zehn Jahren, was Antisemitismus hieß, wobei sich das Problem der sozialen Vorurteile sofort mit meiner – zugegebenermaßen unpolitischen – Erfahrung des kulturellen Relativismus verband. Später erkannte ich dann, daß hier ein allgemeiner Zusammenhang von interethnischen Aggressionen verborgen lag, denen ich mich selbst immer wieder ausgesetzt fühlte und die sich gelegentlich explosiv intensivierten, so daß ich mich unvermittelt fragte, ob man sich dem einfach auszuliefern habe. Vorurteile sind nicht nur eine Realität, sondern sie erregten schon früh in mir eine wahre Leidenschaft, wo immer ich konnte, auf ihre Überwindung hinzuwirken. Ich erfuhr aber auch von den russisch-jüdischen Studenten, was Minoritäten sind, eine Erfahrung, die ich während meiner Schulzeit in Deutschland vielfach am eigenen Leibe machen mußte und später als Erwachsener nochmals, als ich Ende 1936 in die Emigration ging, um mich Hitlers Schergen zu entziehen.

Einstweilen durchlebte ich die deutsche Schule in nahezu totaler Isolation. In der Grundschule hatten wir zwar einen gütigen Klassenlehrer, der völlig unansprechbar war für jede Art von Chauvinismus – und Kinder können schlimmere Chauvinisten als Erwachsene sein, wenn sie von ihren Eltern dazu angestiftet werden, da sie bar jeglicher Hemmungen sind. Aber das änderte sich 1915 mit meinem Eintritt ins Gymnasium, wo ich mich vom ersten Tage an der Alternative ausgesetzt sah, entweder ein allgemein verachteter „Französling“ zu bleiben oder zwangsangepaßt zu werden. Da sich dieser letztere Prozeß unter alldeutschen und nationalistischen Phrasen

abspielte (Hipp, hipp, hurra hieß die Devise), fiel mir der Gang in die Isolation nicht schwer – ja, er wurde noch durch einen anderen Umstand verstärkt, den ich später eingehend erklären werde. Da sich meine Mitschüler unter dem Schutz ihrer Lehrer zu allem legitimiert fühlten, fielen sie bei jeder Gelegenheit über mich her, wenn sie in Banden waren; waren sie allein mit mir, kam es gelegentlich zu Gesprächen, in denen sie mich immer wieder verwundert fragten, wieso ich an meinem Französisch festhielt, statt wie sie naiv die vielen schulfreien Tage zu genießen, wenn wieder einmal ein deutscher Sieg zu feiern war. Aber die deutsche Rechthaberei ließ mich gar nicht dazu kommen, mich näher zu erklären. Der Gipfel wurde erreicht, als wir in Quinta oder Quarta auch französischen Unterricht erhielten und der Lehrer mit stark hallensisch-sächsischem Tonfall meine französische Aussprache kritisierte, was mich dermaßen deprimierte, daß ich von diesem Augenblick an die Schule total vernachlässigte. Das änderte sich erst zwei Jahre später, als ein neuer Französisch-Lehrer uns Schüler einen nach dem anderen einen Text lesen ließ, um sich ein Bild von unseren Fähigkeiten zu machen. Als ich nur wenige Sätze gelesen hatte, unterbrach er mich auf französisch mit den Worten *„mais vous avez vraiment une prononciation royale“*. Ich konnte ihm den Grund dafür leicht erklären, auch daß ich mich mit seinem Vorgänger nicht hätte einigen können, wozu er nichts weiter bemerkte. Leider behielten wir diesen Lehrer nicht lange.

Alle diese Vorfälle, die für sich allein genommen sicher belanglos, wenn auch lästig waren, verschlimmerten sich aber auf Grund eines Umstandes, den sich viele gar nicht mehr vorstellen können, der aber für die Linie, die ich später einschlug, entscheidend wurde. Darum muß ich etwas ausführlicher werden.

Eine Schwester meiner Mutter hatte sich als Erzieherin bei einer niederländischen Familie 1912 oder 1913 von Marseille aus nach Soerabaya im damaligen Niederländisch-Indien eingeschifft, von wo sie erst zwölf Jahre später zurückkehren sollte. Das hatte natürlich engere Beziehungen geschaffen zwischen meiner französischen und dieser niederländischen Familie, was uns allen sofort nach Kriegsausbruch insofern zugute kam, als die Korrespondenz zwischen Halle und Paris praktisch niemals abriß. Meine französische Familie schrieb an die holländische Adresse, wo die Briefe umkuvertiert und nach Deutschland weiterbefördert wurden. Anfänglich gab es sogar kaum eine Zensur. Später wurden die Briefe von der deutschen Zensur gelegentlich geöffnet, aber wenn man mit Mitteilungen vorsichtig war, geschah eigentlich nichts. Das galt vor allem für die ersten Kriegsmonate. So waren wir in Halle im Gegensatz zur ohrenbetäubenden deutschen Kriegs- und Siegespropaganda über das Mißlingen des deutschen Vorstoßes auf Paris nach Verletzung der belgischen Neutralität bestens informiert. Wir wußten auch, daß deutsche Planung und dank langer Kriegsvorbereitung erreichte materielle Überlegenheit an französischer Improvisationskunst gescheitert waren, da es dem französischen Generalstab gelang, in wenigen Tagen eine zusätzliche Armee zu mobilisieren und

in Pariser Taxis an die Front zu werfen, die in jenen Tagen bis in die Vororte von Paris vorgerückt war. Das Scheitern des deutschen Vorstoßes war katastrophal, was noch dadurch verstärkt wurde, daß die schon während des Vormarsches ausgebrochenen Streitereien zwischen den Befehlshabern der einzelnen deutschen Armeen in Frankreich bekannt wurden. Daß es nicht schon im September 1914 zu einem vorzeitigen Kriegsende mit totaler Vernichtung der deutschen Armee kam, lag ausschließlich an der Schwäche Frankreichs, das eben für den Krieg wirklich nicht vorbereitet gewesen war. Trotzdem stand damals bereits fest, daß die Mittelmächte den Krieg verloren hatten, da ihre Strategie ganz auf schnellen Sieg ausgerichtet sein mußte, weil andernfalls eine längere Kriegführung aus Mangel an Rohstoffen nicht aufrechtzuerhalten war. Die deutsche Propagandamaschinerie tat, was sie seitdem – offensichtlich ganz unbelehrbar – immer wieder getan hat: sie sprach von Sieg und siegte unaufhaltsam weiter bis zum November 1918. Sie hätte besser getan, den alten jüdischen Spruch im Sinn zu behalten: Es hat sich schon mancher zu Tode gesiegt.

Seit jener Zeit erkannte ich allmählich immer deutlicher, daß es offensichtlich eine deutsche Moral gibt, die mit massiven Lügen die Wirklichkeit verdrängen zu können glaubt – 1914 wie 1940 nach der „Schlacht um Frankreich“, als man dem deutschen Volke verheimlichte, daß es der britischen Armee gelungen war, nach England auszuweichen, so daß es keine „Katastrophe“ von Dünkirchen gab; als man ebenso verheimlichte, daß die Luftschlacht um England im Herbst trotz mangelnder Vorbereitung zugunsten der Engländer ausging. Am gravierendsten aber wurde das Lügengespinst der deutschen Propagandamaschine 1941 nach dem Einfall in die Sowjetunion. Im Herbst dieses Jahres weilte Graf Galeazzo Ciano, der Schwiegersohn Mussolinis, an der deutschen Ostfront und beschrieb in seinem Geheimtagebuch (das ich unmittelbar nach Kriegsende ins Deutsche übersetzte) die Situation der deutschen Armee als Niederlage im strengen Sinne, da der Vorstoß nur bei einem schnellen Sieg ein Erfolg hätte werden können. So war die deutsche Armee nicht auf den russischen Winter vorbereitet – mit den entsprechenden Folgen. Ciano fing damals an, wenn auch erfolglos, seinem Schwiegervater den schleunigen Austritt aus seiner unseligen Allianz mit den Nazis zu raten. Kein weiterer Erfolg konnte diese grundsätzliche Niederlage wieder wettmachen, da unterdessen die sowjetische Armee mobilisiert hatte, was in Rußland bei der Größe des Landes regelmäßig geraume Zeit beansprucht. Trotzdem sprach die deutsche Propaganda auch hier nur von Sieg, als ob es schlechterdings keine andere Möglichkeit gäbe. Als nach dem Überfall auf Polen und nach dem schnellen Sieg über Frankreich die Schlacht um England tobte, hörte ich die andere Möglichkeit von Winston Churchill, der im Herbst 1940 dem britischen Volk einzig „Blut, Schweiß und Tränen“ versprach.

Der Vergleich mit Winston Churchill ist auch in anderer Hinsicht lehrreich. Die Armeen der Alliierten nannten ihn bald nur noch „Winnie“, und

mit dem gleichen Namen wurde er auch von der Zürcher Bevölkerung nach dem Kriege begrüßt, als er auf dem Platz vor dem Rathaus eine Ansprache hielt. Man versuche, sich ein gleiches vom deutschen Reichskanzler und „Führer“ vorzustellen; es wäre je nach Dialekt ein „Adi“ oder „Dölfi“ gewesen. Ein unvorstellbarer Gedanke! Bestenfalls gebührte ihm der Titel des „Gröfaz“ („größter Feldherr aller Zeiten“). Auch das Ende von Churchills politischer Karriere ist für die deutsche Mentalität unbegreifbar; er wurde als der Kriegspremier, der mit seinem rücksichtslosen Einsatz wesentlich für den Sieg der Alliierten verantwortlich war, bei der ersten Nachkriegswahl nicht wiedergewählt. Das war sicher der größte Sieg der Demokratie, denn was für den Krieg nützlich ist, taugt nicht unbedingt für den Frieden.

Das „Wissen“ um die Kluft zwischen der deutschen Propaganda und der deutschen Wirklichkeit war für mich eine schwere Hypothek, die natürlich auch meine Eltern mitbetrifft, während jedesmal die Kollektivgewalt meiner Mitschüler über mich hereinbrach, wenn ich auch nur den leisesten Zweifel an den deutschen Siegeschancen äußerte. So blieb ich damals total isoliert, was noch verstärkt wurde, als meine Eltern in eine Vorstadt von Halle (nach Kröllwitz) hinauszogen, nachdem mein Onkel mit seiner Familie nach Dessau übersiedelt war.

Es muß dies um 1916/1917 gewesen sein, soweit ich mich erinnere, und ich wäre sicher moralisch in eine völlig unhaltbare Situation gedrängt worden, wenn ich damals nicht durch einen älteren Mitschüler beim Wandervogel eingeführt worden wäre. Das hatte übrigens zur unmittelbaren Konsequenz, daß meine Gewißheit von den nicht bestehenden deutschen Siegeschancen noch verstärkt wurde; denn die älteren Fahrtenleiter waren häufig Soldaten auf Front- oder Genesungsurlaub, und diese klärten uns Jüngere unerbittlich über die schauderhafte Wirklichkeit des Stellungskrieges auf. Ich wußte jetzt: meine Informationen entsprachen der Wahrheit, gleichzeitig spürte ich aber zum ersten Male einen anderen politischen Wind als den offiziell in der Schule vorgesetzten. Die Wahrheit kam hier von jenen Frontkämpfern, die im Laufe des Krieges zu Sozialisten geworden waren – zu „Sozis“, wie es verächtlich im konservativen deutschnationalen Jargon hieß. Hier wiederholte sich meine Erfahrung mit den russischen Studenten von 1914, nur daß sich der vorausgesagte „Umsturz“ jetzt ganz eindeutig auf Deutschland bezog.

Politik und Wahrheit hingen also auf eine verhängnisvoll undurchsichtige Weise zusammen, über die ich mir viele Jahre nach dem Kriege, nun schon in Danzig, nach der Lektüre eines Buches von Heinrich Mann – es war wohl der Sammelband „Macht und Geist“ – als Primaner in einem Schulaufsatz Rechenschaft zu geben suchte. Obwohl das Deutsche Kaiserreich schon längst auf eine recht unrühmliche Weise abgetreten war, fand mein Aufsatz keineswegs die Zustimmung meiner Lehrer und Schulkameraden. Für sie existierte das Jahr 1918 überhaupt nicht. Gern hätte ich heute jenen Schulaufsatz nochmals gelesen, aber das Manuskript ist verloren, wie so vieles andere auch. Nur eines blieb: meine moralische Genesung in der

geschilderten schizophrenen Situation verdanke ich dem deutschen Wandervogel, und zwar seiner linken Variante, die sich aus den Auseinandersetzungen zwischen dem Altwandervogel (AWV) und dem Jungwandervogel (JWV) ergeben hatte. Meine Beziehungen zum Wandervogel brachen jedoch völlig ab, als wir 1922 von Halle nach Danzig zogen.

Noch vor Kriegsende wurde mein Onkel nach Gniezno versetzt, in der Nähe des damals noch deutsch-kaiserlichen Posen. Er arbeitete dort als Direktor einer Zuckerfabrik, die ebenfalls Großvater König gebaut hatte. Ich kam mitten im Krieg dorthin, um mich von der mittlerweile schlechten Ernährungslage in Mitteldeutschland zu erholen, als deren Folge ich an einem Lungenspitzenkatarrh zu laborieren hatte. Ich mußte die erste Nacht in einem Hotel in Posen verbringen und merkte plötzlich, daß das Personal polnisch sprach, die Oberklasse der Gäste dagegen deutsch. Das war meine erste Erfahrung mit dem Problem der „Überschichtung“, die mir eine Realität war, lange bevor ich in Berlin bei Richard Thurnwald Vorlesungen darüber hörte.

Außerdem schloß sich mir hier eine neue Sprache auf, das Polnische, mit dem ich mich später nach dem Kriege unter dem Einfluß des expressionistischen Dichters Stanislaw Przybyszewski weiter beschäftigen sollte, der damals in Zoppot bei Danzig wohnte.

1916 erlebte ich zunächst den polnischen Widerstand; es war bereits deutlich zu spüren, wie es im Untergrund überall brodelte. 1920 oder 1921, bei einem neuerlichen Ferienaufenthalt, erlebte ich dann die neue Polnische Republik; denn mein Onkel war in seiner Stellung als Direktor der Zuckerfabrik in Gniezno verblieben oder gleich nach Kriegsende dahin zurückgekehrt, wo Großvater König schon seit Jahrzehnten mit der sehr einflußreichen Familie Grabski freundschaftliche Beziehungen geknüpft hatte. Ein Neffe dieser Familie, Zygmunt Kittel, hatte mit meinem Vater gemeinsam studiert und ging bei meinem deutschen Großvater ein und aus wie ein eigener Sohn. Er war einer der intimsten Freunde meines Vaters; ich habe ihn erst nach dem Zweiten Weltkrieg, den er wunderbarerweise überlebte, aus den Augen verloren.

Diese Erfahrung des Wandels zwischen 1916 und 1920 hat mich wohl mehr beeindruckt als manches andere, da ich erkennen mußte, daß kein Establishment so fest verankert ist, daß es nicht eines Tages zusammenbricht, wenn entsprechende Gegenkräfte gereift sind. Im übrigen gewann die Erfahrung noch an Relief durch die Selbstsicherheit der deutschen Propaganda, die hier nun plötzlich vor dem Nichts stand. Das wurde mir schlagartig klar, als ich zum erstenmal erlebte, wie auf der Fahrt nach Polen östlich von Frankfurt an der Oder ein Grenzkontrolleur den Zug betrat, der die traditionelle viereckige Mütze des polnischen Militärs trug. Er war das lebende Symbol dafür, daß hier, gewissermaßen über Nacht, eine neue Grenze entstanden war. Ich war so beeindruckt, daß er meine Erregung spürte und mich fragte, warum ich zitterte. Ich weiß nicht mehr, was ich

antwortete. Wahrscheinlich war es ihm verdächtig, daß so kurz nach dem Kriege ein sehr junger Mann mit einem deutschen Paß allein nach Polen einreiste, der dort offensichtlich nichts Rechtes zu suchen hatte. Aber ich hätte ihm damals beim besten Willen nicht erklären können, warum ich so beeindruckt war, daß nun hier – wo sich vorher das Deutsche Reich scheinbar für ewig eingerichtet hatte – plötzlich eine neue Kultur, jetzt auch mit politischer Autonomie, aufgestanden war, die vorher nach der Meinung der „Rechtendenken“ gar nicht bestanden hatte. Seit jener Zeit habe ich die Geschichte Europas bis heute unter einem anderen Aspekt als dem „offiziellen“ des „deutschen“ Ostens, respektive – was den Tatbestand schon besser wiedergibt – der deutsch kolonisierten und bewirtschafteten westslawischen Gruppen zu betrachten gelernt. Die Wiederauferstehung der Polnischen Republik gab mir ein erstes Beispiel dafür, ein weiteres war das Neuerwachen der Nachfolgestaaten des österreichisch-ungarischen Kaiserreichs. Meine deutschen Freunde mögen es mir verzeihen, wenn ich den europäischen Umschichtungsprozeß seit 1918 und 1945 als die Rückkehr der Westslawen nach langer Unterdrückung und kolonialer Ausbeutung in ihre alten Stammesgebiete östlich der Elbe ansehe. Man ist nicht gewöhnt, diese Vorgänge unter dem Titel der „Entkolonisierung“ zu behandeln; aber es ist in meinen Augen kein Zufall, daß sich das Ganze – zeitlich gesehen – zwanglos in die allgemeine planetarische Entkolonisierungsphase einordnet, die vom Ende des Ersten Weltkriegs bis heute reicht. Es kennzeichnet das Selbstmißverständnis der Westdeutschen, wenn sie nicht ohne Schadenfreude die Folgen der Entkolonisierung für die Niederlande, für Belgien, Frankreich und England kommentieren, aber gleichzeitig unentwegt an der Illusion festhalten, daß man ihnen die „Ostgebiete“ nach 1945 „abgenommen“ habe, obwohl beide Vorgänge soziologisch gesehen auf der gleichen Ebene liegen.

Aber kehren wir zurück nach Polen: meine Vertrautheit mit diesem Lande begann im Grunde sehr früh, obwohl ich mich erst später (nach 1922) von Danzig aus intensiver damit befaßte; polnische Freunde führten mich auch in die anderen slawischen Literaturen und Philosophien ein. So beschäftigte mich viele Jahre lang der Messianismus der slawischen Literaturen, der die Selbstbefreiung unterworfenen Völker in die Vision einer Befreiung der Menschheit insgesamt projizierte. Insbesondere die polnische Widerstandsbewegung schöpfte aus solchen Visionen ihre moralische Kraft. In Konzerten in Danzig hörte ich, interpretiert von russischen emigrierten Dirigenten, die moderne russische Musik (Skrjabin, Rimsky-Korsakow, Mussorgsky, Strawinsky u. a.); auch den „Blauen Vogel“ erlebte ich in seinen ersten Aufführungen, bevor er seinen Siegeszug durch die Welt antrat als einer der Pioniere des modernen entfesselten Theaters, ebenfalls mit russischer Musik und russischen Tänzern. Aber ich spielte auch aus dem Klavierauszug unmittelbar nach Erscheinen die „Rhapsody in Blue“ von George Gershwin, wobei mir sofort die Beziehung zwischen dieser Musik und polnisch-jüdischen oder russisch-jüdischen Traditionen auffiel, die zusätzlich dem

Einfluß amerikanischer Neger und ihrer Sehnsucht nach einem neuen Leben (Revival) ausgesetzt gewesen waren.

Diese Periode meines Lebens ist in ihrer zeitlichen Verankerung nicht ganz klar, da mir schon viele Probleme begegneten, als ich noch in Halle lebte, die aber erst später Profil gewannen, als ich sie in Danzig vertiefen lernte. Jedenfalls kam ich nicht plötzlich und unversehens mit dem slawischen Osten in Berührung, vielmehr war diese Begegnung schon seit Jahren vorbereitet. Gleichzeitig aber reichten andere Erfahrungen weit in die Zukunft hinein, so daß ich Jahrzehnte später Fäden wiederaufnehmen konnte, die sich viel früher angesponnen hatten.

Nachdem ich das Wort „Revolution“ zum ersten Male während des Krieges aus dem Munde russisch-jüdischer Studenten gehört hatte, erlebte ich sie als Realität ab Herbst 1918 in Halle an der Saale. Zahllose Male kam es in jenen Tagen zu schweren Straßenkämpfen in der Stadt: Tag und Nacht ertönte das Rattern der Maschinengewehre und das dumpfe Krachen der Handgranaten bis in die Vororte hinaus.

Wieder einmal verlängerten sich die Ereignisse in unmenschlichen Auseinandersetzungen und Polarisierungen. „Licht aus, Messer raus, haut ihn, daß die Fetzen fliegen“, das war die Kampfdevise; oder „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein.“ 1919, im Jahre der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, der ersten Apophanie der deutschen Rechtsreaktion, sang man in Berlin: „Es schwimmt eine Leiche im Landwehrkanal, hol se mir mal her, aber knutsch se nich so sehr.“ Das war alles seltsam verschieden von dem, was ich mir als Revolution ausgemalt hatte, die irgendwie dem Bild von Eugène Delacroix zum 28. Juli 1830 ähnelte. Diese Revolution brachte auch nicht das „Proletariat“ auf die Barrikaden, also die Arbeiterschaft, sondern nur die Proleten von rechts und von links, das Lumpenproletariat, wie es Karl Marx im „18. Brumaire des Louis Bonaparte“ beschrieben hat, angeführt von durch den Krieg aus der Bahn geworfenen Männern, die nicht begreifen wollten, daß der Krieg vorbei war: kleine Lumpen, große Gauner, Wirrköpfe und ganz einfach zahllose Kanaillen, die unter dem Schutz der Parole Revolution marodierten und wie rechte Vandalen alles zusammenschlugen, was ihnen in den Weg kam. Das Erlebnis dieser Tage war für mich eine Art von metaphysischem Erschrecken, das ich immer wieder empfunden habe, wo der Mob in Aktion trat. So meldete ich mich, um zu meinem Teil etwas zur Stabilisierung der ersten deutschen Republik beizutragen, bei neuerlichen Unruhen als freiwilliger Meldegänger bei den Noske-Truppen, welche die Ordnung wiederherstellten; aber ich wurde nach einem halben Tag als zu jung wieder nach Hause geschickt. Bei längerem Nachdenken wurde dieses Erlebnis nur immer erschreckender; denn ich mußte mir bald eingestehen, daß alle diese lausigen Nutznießer einer verworrenen Gegenwart schon *vor* jener sogenannten Revolution dagewesen waren, die Max Weber als einen blutigen Karneval apostrophierte. Das trieb die konsequente Befürchtung hervor, daß sie auch

nach dem Abklingen der Kämpfe nicht mir nichts dir nichts verschwunden sein würden. Von diesem Moment an sah ich mir die Menschen meiner gewohnten Umgebung genauer an, um zu erkennen, ob sie wohl die gleichen Zeichen der Mordlust im Gesicht trugen wie die Akteure jener Jahre – bis sie dann plötzlich alle wieder da waren, nur hießen sie jetzt „SA“, die „Sturmabteilung“ des sogenannten „Führers“ Adolf Hitler und seiner lumpigen Kumpane wie Röhm und andere. Es stand für mich vom ersten Tage an fest, daß sie die Organisationen der Arbeiter und Republikaner an die Wand drücken würden – überhaupt all jene, die das hatten, wessen sie ermangelten: Skrupel und konstruktive Ideen von einer neuen Gesellschaft. Unter dem Schutz des großmächtigen nationalen Getues kam 1932 der gleiche Untergrund wieder hervorgekrochen wie 1919 und danach. Die Dummheit der deutschen Konservativen oder besser ihre tiefinnere Verderbtheit und Korruption, die mit den Osthilfe-Skandalen auch vor dem Reichspräsidenten Hindenburg nicht haltmachte und nur in letzter Minute auf den „in der Reichsverfassung nicht vorgesehenen Sohn des Reichspräsidenten“ abgewälzt wurde, ließen sie willig übersehen, was sich hinter diesen Schlägerbanden versteckte. Und so nahm das Schicksal seinen Lauf unter erneutem Mißbrauch des Wortes „Revolution“. 1933 war es eine „nationale Revolution“ – ein Begriff, der einzig für die Provinzialität des deutschen Denkens bezeichnend war. Revolutionen sind nie nationalistisch, sondern auf die Menschheit im Ganzen ausgerichtet, so ungenügend auch das Menschheitsbild sein mag, das man im einzelnen Falle hat.

Mit diesen Erlebnissen bahnte sich bei mir schon früh eine widersprüchliche oder (wenn man lieber will) dialektische Einstellung zum Phänomen Revolution an, die ich erst sehr viel später verstehen lernte, als ich mich mit der Stellung von Claude-Henri de Saint-Simon und Auguste Comte zur Revolution von 1789 und den Ursprüngen der Soziologie beschäftigte. Nun erst erkannte ich, was ich seither öfters aufgegriffen habe, nämlich daß sich die wesentliche Aufgabe der Soziologie nicht in ihrer zweifellos auch vorhandenen aufklärerischen und revolutionären Kritik an überkommenen Staats- und Gesellschaftsformen erschöpft, sondern darüber hinaus notwendig zu einer realitätsgerechten Reform führen muß. Soziologie im Verständnis ihrer Begründer ist also gleichzeitig radikalisiert und stabilisierend. Ihre Art des Radikalismus ist nur ein Auftakt zur Reform. Das heißt nicht konservativ sein, obwohl auch konservative Momente in jeder Gründung mitbeteiligt sind (man denke nur an den gar nicht immer geheimen Konservatismus eines Lenin); der Konservatismus der recht verstandenen Soziologie bezieht sich einzig auf den Entwurf einer funktionsfähigen Gesellschaft, mit der sich die Geschichte der Zukunft einleitet, wie schon Saint-Simon mit Entschiedenheit betonte. Damit hatten sich Saint-Simon und Comte ganz bewußt von allem radikalen Jakobinertum wie auch vom restaurativen Konservatismus abgewandt. Ihre Weltformel stand jenseits der Alternative von „Le Rouge et le Noir“ im Sinne Stendhals, die für sie

beide lediglich Ausdruck der „miserablen oszillatorischen Verfassung unserer sozialen Existenz“ war – eines Zustandes also, den zu überwinden sie die Soziologie begründeten.

Die Erfahrung der verschiedenen Wirklichkeiten von Revolution zwischen 1918 und 1933 hätte einen leicht zweifeln oder verzweifeln lassen können am Sinn des Geschehens. Und das wäre für mich eine echte menschliche Katastrophe gewesen: da mir das Deutsche Kaiserreich niemals etwas bedeutet hatte, blieb mir nur die Wahl, der sozialistischen Linie zu folgen; ich wurde in der Tat Sozialist „avant la lettre“, das heißt bevor ich noch wußte, was das eigentlich bedeutete. Immerhin ist es für mich bis heute von entscheidender Bedeutung gewesen, daß ich durch Thomas G. Masaryk zum Sozialismus gekommen bin. Ich fand schon früh seine Bücher in der Bibliothek meines Vaters, vor allem seine zwei Bände über Rußland; Masaryk war es auch, bei dem ich zuerst dem Namen Karl Marx begegnete; in der Schule hatte ich nie etwas von ihm gehört. Als Masaryk 1918 Präsident der neuen tschechoslowakischen Republik wurde, war er für uns alle schon ein wenig der philosophische Staatsmann im Sinne Platons. Er inkarnierte für uns damals das Versprechen einer neuen Staatsform, der „Demokratie“, aus der vielleicht eines Tages eine neue Gesellschaft hervorgehen konnte im Sinne eines reformistischen Sozialismus. Das allein schon kennzeichnet die Größe des Verbrechens der Nationalsozialisten, als sie dieses neue Staatsgebilde mutwillig zerstörten.

Jahrzehnte später, nach dem Zweiten Weltkrieg, nach dem Sturz der Regierung Benesch und nach dem kommunistischen Staatsstreich in Prag, sollte ich durch einen tschechischen Flüchtling und Studenten in Zürich (Jiri Nehnevajsa, der heute an der University of Pennsylvania in Pittsburgh Soziologie lehrt) verstehen lernen, wo die verhängnisvolle Schwäche Masaryks gelegen hatte: er hielt den tiefen Zwiespalt zwischen Tschechen und Slowaken allein schon dadurch für überwunden, daß er selber im Grenzgebiet zwischen den beiden Völkern aufgewachsen war und als Tscheche immer beste persönliche Beziehungen zu slowakischen Politikern gehabt hatte – anstatt, wie man von ihm als Sozialwissenschaftler hätte erwarten können, der speziell über das Verhältnis von Religion und Sozialstruktur nachgedacht hat, an eine Strukturanalyse des neuen Staatswesens zu gehen und die daraus resultierenden staatsrechtlichen Konsequenzen zu ziehen. Was ihm als Theoretiker selbstverständlich gewesen war, berührte ihn als Politiker seltsamerweise nur wenig, so daß die Belastungsfähigkeit der neuen Republik praktisch seit dem ersten Moment ihrer Existenz aufs äußerste in Frage gestellt war. Und als die sudetendeutsche Minorität dann in hochverräterischer Weise den Staat zu untergraben begann, mußte notwendigerweise eine gefährliche Situation entstehen, die die Nationalsozialisten zu nutzen wußten. Irgendwie scheinen sich die Beziehungen zwischen Soziologie und Politik keineswegs wie von selbst zu ergeben, sie sind offensichtlich von einer Fülle von Imponderabilien abhängig. Ich sah damals die Philosophie

des Sozialismus – teilweise unter dem Einfluß des deutschen Expressionismus – fast als eine Art Metaphysik der Menschheit, wie sie in der großartigen Anthologie der deutschen expressionistischen Lyrik »Menschheitsdämmerung« von Kurt Pinthus (1919) aufleuchtet. Ich hatte den Band in der zweiten Auflage, die 1922 erschien, in Danzig gekauft, und dieses Buch hat mich bis heute nicht verlassen, trotz meiner manchmal umwegreichen Peregrinationen. Es atmet den gleichen Geist, der als »Prinzip Hoffnung« auch sprachlich bei Ernst Bloch weiterlebte, dessen »Geist der Utopie« ich 1927 in Berlin am Bücherkarren neben der Staatsbibliothek erwarb.

II. Danzig: Polen und Juden

Im Jahre 1922 ging mein Vater nach Danzig, wo er als Völkerbundsangestellter die vormalige „Kaiserwerft“ (ehemals U-Boots-Werft) unter der Leitung von Professor Noé aus Saarbrücken auf Friedensbetrieb umstellen sollte (auf seinem Spezialgebiet des Maschinenbaus für Zuckerfabriken und chemische Industrien). In Danzig schloß ich 1925 das Gymnasium ab – in seiner klassischen Form mit Lateinisch, Griechisch, (wenig) Althebräisch, Englisch und Französisch. Da mein Vater vor allem für Polen arbeitete, erlaubte mir dieser dreijährige Aufenthalt eine Vertiefung meiner Kenntnisse Polens. Gleichzeitig wurde ich mir der ersten schweren politischen Konflikte bewußt, welche die folgenden Jahre so nachhaltig beeinflussen sollten. Später in meiner Schweizer Emigration lehrte ich ab 1941 neben anderen Kollegen an einer Universität für die nach dem Frankreichfeldzug in der Schweiz internierten Angehörigen der polnischen Armee, wobei ich reichlich Gelegenheit hatte, meine früher erworbenen Polen-Kenntnisse anzuwenden.

Ich habe schon von dem polnischen Dichter Stanisław Przybyszewski gesprochen, der sich meiner während der Danziger Jahre in väterlicher Freundschaft annahm. Die Reisen nach Zoppot, wo er damals als Angestellter der polnischen Eisenbahnverwaltung lebte, waren für mich jeweils unendlich reich an Erwartungen und Erfüllungen. Przybyszewski war einer der wichtigsten „deutschen“ Expressionisten, obwohl er in fremder Sprache schrieb; aber nicht das war eigentlich der Kern dessen, was er mir vermittelte, sondern seine „Theorie“ des Expressionismus. Im gleichen Zusammenhang zeigte er mir – und das war im Grunde der Beginn unseres Gesprächs gewesen – die tiefgehende Differenz zwischen ihm und einem Mann wie August Strindberg. Erst 1978, also mehr als ein halbes Jahrhundert später, erfuhr ich zufällig, daß er damals gerade an seinen „Erinnerungen an das literarische Berlin“ schrieb (sie erschienen in deutscher Übersetzung München 1965), in denen sein Verhältnis zu Strindberg sehr eingehend